Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 2 (1927)

Heft: 12

Artikel: Longwy-Bleid

Autor: Strauss, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-708182

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kaum fühlbarer Verspätung wieder in der Gallusstadt anlangte, da schätzte sich alles glücklich, bald nach Hause und vor allem in trockene Kleider zu kommen.

Trotz dem allzuvielen « Nass », das uns bescheert war, bleiben uns viele dieser seltenen Erlebnisse immer in Erinnerung und wir hoffen, dass die Jungwehrleitung uns wieder einmal mit einem so lehrreichen Ausmarsche überrascht.

Major Jonas Grasser und der Ueberfall von Rheinfelden. 1. Oktober 1634.

(Aus dem noch unveröffentlichten Werke: « **Der Schweizer Soldat in der Kriegsgeschichte** », von A. Maag und Oberst Feldmann.)

Entschlossenheit.

Am 26. August 1634 erblasste der Glücksstern der schwedischen Truppen in der Schlacht bei Nördlingen. Das geschwächte Hauptheer musste alle Nebenkorps auf deutschem Boden an sich ziehen, damit auch diejenigen an der schweizerischen Rheingrenze. Infolgedessen zogen die Schweden auch von Rheinfelden ab, und die Kaiserlichen hielten ihren Einzug unter dem Obersten von Mercy. Raub und Plünderung der Schweden und jetzt der Kaiserlichen schreckte allenthalben. Am 31. Oktober zog eine Kavalleriekompagnie jenes kaiserlichen Kommandanten von Rheinfelden mit einer Abteilung Fussvolk bis vor die Tore Basels; einige Stadtfuhrwerke wurden auf der Riehenstrasse als Beute weggenommen. Das berittene Geleite des Transportes verfolgte die Räuber. Am Grenzacherhorn kam es zum Handgemenge; die Basler wurden gefangen und nach Rheinfelden abgeführt.

Der Schimpf heischte Rache. Der furchtsame Rat von Basel brachte es zu keinem Entschluss. Aber die Bürgerschaft forderte einen raschen Kriegszug. Da gesellte sich zu den Kampflustigen Ratsherr Jonas Grasser, Oberstwachtmeister (Major). Er sammelte 1200 Freiwillige und 40 Reiter. Mit diesem mutvollen Haufen verliess er am Abend des 1. Oktober die Stadt. In aller Stille ging der Nachtmarsch über Augst bis vor die Tore Rheinfeldens. Die Ueberrumpelung der mit starken Bollwerken und hinlänglicher Mannschaft versehenen Festung war schwierig. Sowie am 2. Oktober bei Tagesanbruch beide Zugbrücken von der Torwache herabgelassen worden waren, sprengte Grasser mit seinen Reitern aus dem Hinterhalt auf sie los. Die Schildwachen wurden überrannt; die kleine Pforte ward durch Zimmerleute eingeschlagen; seine herbeigeeilten Schützen gaben Feuer auf die Verteidiger des Aussenwerks, die sich hinter den Wällen zur Wehr setzten. Als so die Wache überrumpelt war, drangen einige Basler hinein und öffneten die grosse Pforte. Die Hälfte des ergrimmten Korps stürzte sich in die eroberte Stadt, die andere fasste Posten am eingenommenen Tore. Der wohlerfahrene Grasser hatte ausdrücklich Schonung der Einwohner und Besetzung der Häuser befohlen, welche von Hauptleuten der Besatzung bewohnt wurden. Man schlug sich mit den in ihren Quartieren aufgeweckten Kriegsleuten in den engen Gassen. 18 fanden den Tod; Merys Leutnant, zwei Kavalleristen und ein Trompeter wurden gefangen und mit den befreiten Baslern nebst guter Beute im Triumph nach Basel geführt. Die Basler zogen, da der Zweck ihres Unternehmens erreicht war, sofort ab; die Kaiserlichen aber wagten nicht, sie von ihrer Zitadelle aus inmitten des Rheins — dem Stein — zu ihrem Abzug zu beunruhigen. Der Erfolg einer derartigen Unternehmung zeigt uns, was zweckmässige Vorkehrungen und entschlossenes Handeln auszurichten vermögen.

*) **Joh. Wieland.** Die Kriegsgeschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft bis zum Wiener Kongress. Bd. I (1879).

Longwy-Bleid.

Von Major Fritz Strauss,
1914 Oberleutnant im Württemberg. Grenadier-Regiment 123.
(Siehe unter « Literatur ».)

Hinter den Höhen von St-Léger war die 53. Brigade entfaltet. Man erwartete in der Nacht noch den Gegner. Bis 3 Uhr morgens haben wir geschanzt. Kein Franzose zeigte sich. Da marschierten wir dem Feind um 4 Uhr entgegen.

Und dann — dann haben wir die Schlacht von Longwy-Bleid geschlagen. Als Schlacht in Tau und Nebel — nein, als Fest fings an im Feld des morgens früh und hat als Morden geendet, da die Sonne im Westen stand.

Und doch war der 22. August 1914 der kürzeste Tag meines Lebens. Schon oft habe ich versucht, die Erlebnisse in Stunden einzuteilen. Ich weiss den Weg, den ich zurückgelegt, ich weiss jedes Wort, das ich gesprochen, habe jede Einzelheit des Kampfes im Kopf — und wenn ich zusammenzähle, kommen Momente zum Vorschein, Augenblicke und Episoden, die sämtlich von einer geradezu lächerlichen Kürze sind.

Den Gang der Schlacht, deren Front von Frankreich bis hinein nach Belgien reichte, wird einmal das Generalstabswerk erzählen und der Abschnitt Virton-Bleid wird mit goldenen Lettern in der Geschichte des Regiments geschrieben stehen als eine seiner leuchtendsten Taten. Ich will nur einige persönliche Eindrücke wiederzugeben versuchen, Gedanken und Empfindungen, die sich mir aufgedrängt haben.

Beim Abschied ins Feld habe ich gesagt: Ich komme wieder heim! Es war mehr, als ein im Ernst der Stunde gegebenes unerlässliches Trostwort. Es war mein Glaube, mein Kinderglaube ans Glück. Er ist mit mir ins Feld gezogen und ging in der Schlacht an meiner Seite.

Die Kugel sangen, der Tag rief seine ersten Opfer. Erst einzeln, wahllos. Gleichgültig tastend in herzloser Spielerei. Dann griff er stärker zu und riss in die Schützenlinie Lücke um Lücke. Aber ich wusste es, dass er an mir vorüberging. Mein Glaube war bei mir. Die französische Artillerie jagte ihre Volltreffer in unsere Reihen hinein und die Leute sanken um wie Garben. Mein Glaube aber war bei mir. So stark ist er gewesen. — Und hab' ihn doch einmal verloren.

Wir lagen in einer Wiese. Vor uns, hinter uns, über uns, rechts und links von uns platzten gellend die Granaten und schleuderten uns die aufgewühlte schwarze Erde ins Gesicht. Um uns klatschten die Infanteriegeschosse in den Boden und von der Flanke her pfiff Maschinengewehrfeuer über unsere Köpfe hinweg und manches Haupt ist still auf den Rasen gesunken. Wir haben geschossen, was aus den Läufen ging, aber die Franzosen waren in der Uebermacht. Wir wollten und wollten nicht weichen. Und ich habe gewusst, dass keine Unterstützung mehr kommen konnte, weil es keine mehr gab. Der letzte Mann war eingesetzt und ein Zu-

rück kannten wir nicht. In diesem Augenblick hat mich mein Glaube verlassen und an seine Stelle trat das Gefühl: Du stehst vor deinem Schicksal. — Da hab ich mein heisses Gewehr auf den Arm gelegt und hab still hinausgeschaut in den sonnigen Tag. Mir war es, als läge ich auf einer Insel, weitab von der Welt und schaute auf die bunten Bilder meines Lebens. Da geschah etwas Seltsames. Eine Sekunde lang sah ich das kleine Fleckchen Erde wieder, das sich in Wirklichkeit vor meinem Blick nach Norden hin erstreckte. Aber dann verblassten seine Umrisse, seine Linien wurden unklar und verwischt und die Gegend zerfloss wie leichter Nebel, den der Wind zerjagt.

Ein neues Bild stieg vor mir auf wie eine Vision. Von Wäldern umschirmt, vom Meer umschmiegt, in überirdischer Verklärung leuchtend hob sich das « weite Land » vor mir. Und jählings riss es mich empor. Das Gewehr in der Rechten, stehe ich aufrecht da: Schicksal, ich trotze dir! « Vorwärts » brülle ich in die Reihen meiner todesmutigen Grenadiere, « Sprung — Auf! — Marsch — marsch! » Und in wildem Lauf rasen wir dem Feinde zu. Erst einen steilen Hang hinunter, an einem von Granaten umfauchten Gehöft vorbei. Zweimal stürzte ich auf dem unebenen Boden und zwar nicht zu knapp, ohne mich jedoch im geringsten darüber zu wundern oder gar aufzuregen. Dann klettere ich mit affenartiger Behendigkeit über mehrere Stacheldrahtzäune und habe — es klingt einfach lächerlich — im heftigsten Kugelregen Zeit, darauf zu achten, dass ich mir die Hose nicht zerreisse. Meine Grenadiere rennen wie die Wilden hinter mir her. In einem Wiesengrunde gehen wir in Stellung. Eine dicht verwachsene, vollkommen undurchdringliche Hecke versperrt das Schussfeld. Meine Leute reissen die Spaten aus dem Futteral, ziehen die Seitengewehre und schlagen wie wahnsinnig auf das Gestrüpp los. Ein paar Sekunden und wir kriechen durch. Ein Hagel von Geschossen prasselt auf uns nieder. Meine Munition ist mir ausgegangen. « Patronen her! » Von links und rechts fliegen mir Ladestreifen zu. Eine Patronenschachtel kommt angeflogen. Ich ziehe sie an mich heran und will sie öffnen. Mein Nachbar hilft mir dabei. Patsch! Die Schachtel macht einen Sprung. Zwischen meinen Fingern hindurch ist ein feindliches Geschoss in sie hineingefahren. « So, jetzt brauchen wir sie nimmer aufmachen! » Und mein Nachbar stellt zunächst fest, dass das Pulver in der Schachtel « rumfahrt » und meint dann weiter, während er die ganz gebliebenen Patronen heraussucht: « Dö Sach ischt no guet nausganga, Herr Oberleutnant. Es hätt' au explodiere könne und wäret mir älle hin gwese. »

Solch kleine Episoden könnte ich eine Menge erzählen. Ich entsinne mich an alles haarklein, was in dieser Schlacht geschah und alles kam mir so selbstverständlich vor, als wäre es das natürlichste Ding von der Welt. Das Merkwürdigste aber ist dies: Je toller der Lärm aufbrüllte, je erbitterter der Kampf sich gestaltete, je schwerer die Verantwortung und die Entschlüsse wurden, um so sicherer gab ich meine Befehle. Aber ich habe nie das Gefühl gehabt, dass mein Tun und Handeln die Folge einer bewussten Ueberlegung gewesen wäre. Ich habe vollkommen automatisch gehandelt, vielleicht kann man auch sagen, wie ein unter dem Einfluss seines Hypnotiseurs stehendes Medium.

Was jetzt kam, war das Schwerste. Wisst ihr, was es heisst, um die Entscheidung ringen? Das Zünglein der Wage steht in der Mitte. Der letzte Mann ist eingesetzt. Dort ist die Uebermacht. Eine Mauer ist vor uns aufgerichtet aus Stahl und Eisen. Dagegen anzustürmen wäre Vernichtung. Die Schmerzensschreie der Verwundeten flackern im Getöse auf, abgehackt, erschütternd. Es gibt kein Kommando mehr, keinen Befehl, nichts. Der Lärm verschlingt alles. Vor mir liegt ein Wald. Das dunkle Grün seiner Wipfel hebt sich scharf vom blauen Himmel ab. Die Sonne stiehlt sich durch das Geäst der Bäume und gleitet an den Stämmen hinunter und webt einen Schein um sie, weich und golden, wie das Licht, das durch bemalte Scheiben auf schweigende Altäre flutet. Aber vom Rande des Waldes her rast der Tod. Und hinter dem Walde lauert die Reihe der feindlichen Geschütze; die Rohre schräg nach aufwärts gerichtet und aus ihrem ehernen Munde brüllt der Tod übers Land.

Dann und wann habe ich der Schützenlinie entlang auf meine Leute geschaut. Sie hielten das Gewehr umfasst in eisernem Griff — zielten — schossen — warfen die Patronenhülsen aus — zielten wieder — schossen. Das Zünglein der Wage steht in der Mitte. Sie sahen nicht rechts, sie sahen nicht links, die Lippen waren aufeinandergepresst — hart, entschlossen. Aber in ihren ehernen Gesichtern stand geschrieben: Der Sieg muss unser sein, muss!

Büblein, wirst du ein Rekrut . . .

Falls du die Nacht zuvor gut geschlafen hast und nicht zwei Stunden zu früh vor der Kaserne standest, um ja rechtzeitig anzutreten — auf die Gefahr hin, irgendwo auf deinem Handköfferchen einzuschlafen und dann doch zu spät zu kommen — dann ist's gut. Der erste Tag des Dienstes ist von besonderem Schlag. Du stehst und stehst in einer langen Reihe, darfst bald die Finger zeigen, bald deinen Namen sagen. Meistenteils darfst du nur stehen. Bei mir fing es so an: « So Buebe, machet ungfähr e Reihlete u stellet eui Bünteli ab. So, jetzt probieret ds Mu zue u ds Dienstbüechli uf der erste Site ufztue. » Schon am Abend des gleichen Tages verschärfte sich die Tonart zusehends. Man hatte, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager sagt, einen neuen Menschen angezogen, und zwar einen, der ganz höllisch nach Kampher roch. Gstabelige schwere Schuhe an den Füssen, unbändig starres Leder um den Bauch, auf dem Kopf einen Ordonnanzgehirnkasten, dem sich der Privatschädel gehorsam anschmiegte, nachdem ein Klaps von oben darauf gefallen war. Behängt mit allerhand Riemen und Geschirr, das herumbaumelte und von dem keiner recht wusste, wie er es anzufassen hatte — « he, dä dert, chasch nid warte bis z'Mittag? » (es hatte einer die Zähne zu Hilfe genommen) — so gings schliesslich zum Fassen der Gewehre. Immerhin grosser Moment! Sowas wie « Sohn, da hast du meinen Speer ». In feierlicher Unbeholfenheit bewegte sich der Gänsemarsch der verkleideten Zivilisten den Gewehrreihen des Zeughauses entlang. Mann um Mann packte sein Scheit, und als wir endlich wieder draussen in der ewigen Reihe standen, die Gewehrnummern auswendig lernen und ins Dienstbüchlein eintragen lassen durften, da erwachte langsam das Bewusstsein, dass man schon beginne, sozusagen irgend etwas zu bedeuten. Die Schiesswaffe, der Donner! Achtungsvoll trug man ihn in der Hand, hochachtungsvoll ein bisschen vom Leib weg. Etwas von der Furchtbarkeit des Gewehres legte sich auf die halbängstlich, halb bedeutend gefalteten Milchgesichter. Nächsten Tags war dieser Anflug wieder abgeflogen, jedenfalls was die Bedeutsamkeit betrifft.